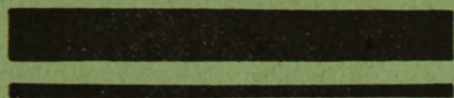


Das neue Werk



Molke fürpfeiler

16. 1.

21

2. Jahrg.

1921.



Das neue Werk

/ Der Christ im Volksstaat /

Herausgegeben von Eberhard Arnold
Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Samuel.

2. Jahrgang.

16. Januar 1921

Nummer 21

Inhalt:

Jesus in der Fremde. Von Georg Flemmig	505
Bereitschaft. Von Gustav Kochheim	507
Aus Geschichte und Zeit:	
Auf dem Sonntagberg. Von Karl Berck	508
Die Zeit des Wartens. Von Karl Udo Iderhoff	510
Vom Sozial- und Nationalbewußtsein der Kriegsgefangenen. Von Karl Né	511
Das neue Werden:	
Aus dem dänischen Volkshochschulleben. Von Georg Koch	514
Die Volkshochschule als Aufgabe der Christen in der Zer- streuung. Von Fritz Seefeldt	519
Wider den Idealismus in der Volkshochschule. Von Werner Picht	524
Buch und Bild:	
Zur Volkshochschularbeit. Von Max Bürck	526
Evangelische Missionskunde. Von Heinrich Frick	527
Das Wesen des Katholizismus. Von Otto Salomon	528

Bezugs- u. Anzeigen-Bedingungen des neuen Werkes

„Das neue Werk“ erscheint vierzehntäglich. Es ist zu beziehen durch alle Postämter und örtlichen Agenturen. — Haltegebühr: Vierteljährlich durch die Post M. 6.00, durch den Buchhandel M. 6.75, direkt vom Verlage M. 6.75, durch die Agenten monatlich M. 1.80, nach dem Ausland vierteljährlich M. 18.00. Einzelnummer im Buchhandel M. 1.50, fürs Ausland M. 4.50. — Anzeigengebühr: M. 1.20 für die 50 mm breite Zeile, für die halbe Seite M. 85.00, für die ganze Seite M. 160.00.

Neuwerk-Verlag, e. G. m. b. H., Schlüchtern und Leipzig.

Postcheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 25 850.

Das neue Werk

Der Christ im Volksstaat

Herausgegeben von Eberhard Arnold

Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Samuel / Neuwirk-Verlag Schlichtern

Jesus in der Fremde.

Von Georg Flemmig.

Er kam in sein Eigentum, und seine eigenen Leute nahmen ihn nicht auf!" So klagt der unter Jesu Jüngern, der dem Meister am tiefsten ins Herz schaute. Und wer Jesu Erdenweg überblickt, steht betroffen vor der Tatsache, daß sein Wirken in dem Volke, das wie kein anderes seelisch und geistig auf sein Kommen vorbereitet war, in steigendem Maße zu einem Mühen in der Fremde wurde. Fremd — dabei! Wahrlich einer der spitzesten Stacheln in der Krone des Gekreuzigten! Sie erkannten ihn nicht. Im Kern seines Wesens und Wollens blieb der Menschensohn allen ein Rätsel: vom weisen Nikodemus bis herab zum Fuchs auf dem Throne Israels, den er keiner Antwort würdigt.

Dem Denken, Fühlen und Wollen der geistigen Führer war und blieb er ein Fremdling, und auch die Masse des Volkes beugte sich nach kurzem Schwanken der Macht der Gewöhnung, der Beweisführung der Intellektuellen, der Wucht erdgebundener Einsicht und der gelehrten diesseitig-irrigen Meinung vom Geschichtsverlauf. Als der „Prophet“ von der Kultusgemeinschaft nicht anerkannt wurde, war es vorbei. . . Derjenige, welcher die ersten Klänge einer sich erfüllenden Zeit, die Nachrichten über Jesu Geburt und Kindheit, nicht für Konstruktionen der sich später bildenden Christengemeinde hält, steht schon erschüttert vor dem verhängnisvollen Mangel an wirklicher Sehnsucht nach dem Erlöser, wie er sich schon bei Beginn seines Erdenlebens, zwischen den Zeilen erkennbar, offenbart. Das glaubende und hoffnungsstarke Jerusalem erschrickt, als es hört, daß der Verheißene könne geboren sein. Nur einige verborgene Pilger Gottes beachten, was Hirten Wunderbares erlebt. Die große Welt flutet an dem Kinde vorüber. Und das in einem Volke, das die Verheißungen des Retters als Kleinodien im Heiligtum bewahrte, in seinen Gottesdiensten zu sich sprechen ließ, in seinen Theologen darüber sann, in seinen der Überlieferung treuesten Gliedern das Höchste von ihnen erwartete! So kommt's, daß nur einige „einseitig religiös Eingestellte“ das Kind grüßen und dem um das Herz des Volkes werbenden Manne in Treue folgen. Und doch — wie ist das nur möglich, daß der Erwartete, als er erscheint, in dem für sein

Kommen seit Jahrhunderten vorbereiteten Volke der Wahl in der Fremde wandert? Wie wird das möglich, daß sie weiter harren, nachdem der unter sie getreten, den sie erwarten, aber nicht erkennen, obwohl er mit ihnen zu Tische sitzt, gewaltiger redet als alle Schriftgelehrten und Laten verrichtet, die unter Heiden nicht als verschwendet erschienen wären?

Das Heil nahte anders, als man es sich gedacht. Der Messias, wie er war und sich immer deutlicher offenbarte, paßte weder in das System der Gelehrten noch der dogmentreuen Religiösen der Zeit. Bei aller Treue der Lehre gegenüber war man dem Leben aus Gott so fern, daß es als etwas Fremdes erschien, als es endlich, endlich in vollkommener Reinheit unter Menschen auftauchte. War das Gehorsam dem Ewigen gegenüber, daß einer Jahrhunderte alte, geheiligte Menschensagung zerbrach, die sich immer als religiös konservierend erwiesen? Wohin soll das führen, wenn einer durch Botschaft von Gnade Unreine und Verworfenene entlastet und anerkannt Gerechten Gericht ankündigt? Wenn einer „religiös einfältige Laien“ selig preist und die gelehrten Problematiker blinde Blindenleiter schilt? Selbst einem der Klügsten und Religiösesten in Israel wagt er es im nächtlichen Gespräch zu sagen, daß all sein Tun, Glauben und Wissen nichts sei, sondern eine Tat Gottes den Menschen erst umschaffen müsse, damit er überhaupt das Organ wieder erhalte, Gott zu ergreifen und dann zu leuchten durch Armut, Seligkeit und Liebe. Weder Jesus noch seine Lehre paßte in irgend einen fertigen oder geplanten „Gedankensarg.“

Schier vergessen war es auch, daß es sich bei allem Religionswerk um einen Sieg der Sache Gottes handelte und bei seinem Christus um den Sieger, der die Königsherrschaft des Allmächtigen aufzurichten hat. Ihr religiöses Leben freilich strömte nicht mehr von Gott her, sondern aus heiligen Schriften und frommem Denken. Die wirkliche Verbindung mit dem Ewig-Lebendigen, die je und je wieder der Gottesgeist in Propheten herzustellen sich bemüht, war umgeschaltet in eine solche mit einem erhabenen, starren Gesetz. Man orientierte sich über die Welt in und um den Menschen allein aus heiligen Bestimmungen und horchte nicht auf das aus dem Bedürfen und dem Leben der Seele geborene Verlangen nach dem Ewigen. Man war aus dem täglich neuen, differenzierten und wandelbar quellenden Leben in Befolgen von Lehre und Tat nach Lehre geraten. Man las die Propheten und verstand sie auch, aber — es waren wenig Herzen da, die die dort sprühenden Funken fingen. Man lebte „religiös“ sozusagen in der Geschichte und von ihr und nicht in der persönlichen und völkischen Bereitschaft für das gegenwärtige, unmittelbare Wirken des Allmächtigen. Die Erinnerungen an das Verhältnis, das Gott zu seinem Volke einst gehabt, war eine Stärkung der Frommen, aber aus dem Wissen von dieser Führung fehlte nicht das Fühlen und Erleben des allezeit, also auch gegenwärtig mit seinem Volke und der ganzen Menschheit Verbindung und

Gemeinschaft suchenden unwandelbar Treuen. Man las ergriffen von dem Verkehr der Väter mit Gott, hatte diesen Verkehr selbst aber nur als eine Art Heimweh. Dazu kam, daß das Verlangen nach nationaler Wiedererstarkung das Sehnen nach Neubelebung von Gott her umkettete und erdrückte. Sie waren stolz darauf, zur Nachkommenschaft Abrahams zu gehören wie wir etwa zur Christenheit oder zum Protestantismus; das Urziel aber, durch Gotteskindschaft Menschen zu sein, war ihnen fremd geworden. Wenn sie z. B. vernahmen, daß ein Prophet wie Moses Retter sein würde, so starrten sie auf die Großtat der Befreiung aus ägyptischer Sklaverei und den Zug nach Kanaan und übersahen, daß die viel gewaltigere, eigentliche Aufgabe des Moses, ein verkommenes Volk zu Gott führen, damit gleichief und alles andere trug und regierte und — die Hauptsache war.

Jesus wanderte in der Fremde, weil auch durch das Zeitgeschlecht, das er traf, das Volk, dem er gegeben wurde, jener tiefe Miß ging: „Benigen war Gott der Schatz ihrer Herzen, die Heimat ihrer Gedanken, das Ziel ihres Trachtens; die Vielen lebten mit dem Innersten ihres Seins nur oder meist im Sinnlichen und Sichtbaren und suchten ihr armes oder unruhiges Leben sicher zu stellen, zu bereichern, zu verschönern.“ Kein Wunder, daß sie flohen, als schließlich gar — das Kreuz vor ihnen auftauchte. Wir wollen das Gegenteil tun, wenn jetzt die Passionsglocken läuten; denn zwischen Gott und uns, zwischen Gottes Reich und den Menschen steht heute wie einst unvergebene Schuld: „Ihr habt nicht gewollt!“ Bereit sein ist alles. „Die ihn aber aufnahmen, erhielten das Unrecht auf Gotteskindschaft.“

Bereitschaft.

Es ist nur eine Wirklichkeit: der Große Liebende. Er richtet unsere Scheinwirklichkeit und macht uns zu wahrhaft Wirklichen. Er bringt uns zu uns selbst, zu unserer göttlichen Wirklichkeit dadurch, daß er in uns wirklich wird.

Wir sollen als die Wirklichen nur eins wissen: die Wirklichkeit des Großen Liebenden in uns. Und nichts ist größere Seligkeit.

Alle unsere Leiden sind Geburtswehen, die diesem selbstvergeffenen Wissen die Bahn bereiten.

Wir sollen Wirkliche werden. Die in scheinfrommer Feigheit oder in Unkraft sich nicht aufraffen können zum Wissen und Wollen ihrer selbst, können nie Gefäße werden des Großen Liebenden, dessen Name Wahrheit und Wirklichkeit ist.

Der Wirkliche wird zwar wirklich nur in den Geopferten: wie aber kann sich opfern, wer sich noch nicht gewonnen hat?

(Aus: Junge Saat. Lebensbuch einer Jugendbewegung. Herausgegeben von Eberhard Arnold und Normann Körber. Neuwelt-Verlag, Schlüchtern.

Preis 12.— Mk.)

Aus Geschichte und Zeit

Auf dem Sonntagberg.

Von Carl Berck.

Ein Christentum der Tat — das ist es, was wir Neuwerkler suchen und ersehnen. Ein Christentum, das Ernst macht mit den praktischen Forderungen des Bergpredigers, ein Christentum, das sämtliche Lebensgebiete umspannt, das sich auswirkt im selbstlosen Dienen und Arbeiten für Andere — das ist das Ziel all' unserer Neuwerk-Arbeit. Solche Christen fand ich in dem Lande, in dem die Tat eine gar seltene Erscheinung geworden ist.

Wenn man das heutige von äußerer und innerer Not erfüllte Deutsch-Österreich betritt, so greift einem die Hoffnungslosigkeit und stumpfe Ruhe dieses einst so lebensfrohen Volkes ans Herz. Eine bleierne Atmosphäre ruht über diesem unglücklichen Lande. Es wäre trostlos, wenn nicht der Glaube da wäre, der Glaube, daß auch mitten in diesem äußeren und inneren Elend Gott lebendig ist, ja, daß Er gerade hier in besonderer Weise tätig ist und sein muß.

Sonntagberg ist der Name der „Gratzburg“, auf der das neue Leben seine Zuflucht und seinen Mittelpunkt gefunden hat, und „Christokraten“ nennen sich die Hüter des heiligen Feuers, dessen Glut von hier hineingetragen wird in das österreichische Volk und zwar zunächst in die österreichische Studentenwelt.

Die Christokratische Studentenvereinigung ist unserer Neuwerk- und Schlichter Jugend-Bewegung bedeutend verwandter, als der Deutschen Christlichen Studenten-Vereinigung. Sie ist ein loser, ganz organisationsfreier Verband von Studenten, die erfaßt sind von dem Christusgeist der unbedingten Liebe und Hingabe, der sie zu neuen lebensfrohen Menschen gemacht hat. Es sind Menschen, die vielfach noch tasten und suchen, die aber praktisch ein Leben der Hingabe und Selbstentäußerung führen, das man manchem reichsdeutschen „Aktivisten“ auch wünschen könnte.

In der richtigen Erkenntnis, daß auf dem verelendeten und geistig verseuchten Wiener Boden ein neues Leben aus dem Geist nicht nachhaltig erweckt und gepflegt werden kann, haben diese Menschen sich auf dem Sonntagberg, einem alten Wallfahrtsort in den Boralpen, eine neue Welt geschaffen, das sogenannte „Akademische Wohlfahrtswerk“. Ein Wallfahrterhotel mit einigem Ackerland wurde gepachtet, und wird von einigen Akademikern, die sich der Sache ganz widmen, verwaltet. Hier ist ein Erholungsheim geschaffen worden, das im ganzen Jahre für

Studenten zu billigem Preise offen steht. Hier werden in den Universitätsferien stets größere Ferienlager abgehalten, die sehr gut besucht sind und der körperlichen und geistigen Erholung und Erneuerung dienen.

Zu einem solchen Ferienlager hatten uns unsere österreichischen Freunde von der Christokratischen Studentenvereinigung im Dezember eingeladen, und wir folgten dieser Einladung umso lieber, als wir durch unseren schriftlichen Verkehr die Überzeugung gewonnen hatten, daß wir eines Geistes seien. Wir wurden nicht enttäuscht.

Zehn Tage lang waren auf der verschneiten winterlichen Höhe etwa dreißig Menschen beisammen, (im Sommer waren es über achtzig), die sich fanden im Suchen des Geistes, der allein die Menschheit und das österreichische Volk frei machen kann von allen Verstrickungen in Selbstsucht und Lüge.

Der äußere Charakter dieser Schar von jungen Menschen erinnerte stark an unsere Schlächtern-Jugend. Doch fehlt eine weibliche Schwesterbewegung in der Studentinnenschaft vorläufig noch, da noch keine geeignete Persönlichkeit sich gefunden hat, die hier die Wege weisen könnte. Als ich in diesen Kreis hineintrat, da wußte ich mich daheim, da fühlte ich, daß ich unter Freunden und Gleichstrebenden war. Eigenartig wirkte in dieser Umgebung unser Schlächterner Lied, (Kein schöner Land...), das einige Grazer Wandervögel besonders gern zur Laute fangen.

Wir lebten zusammen in einer wirklichen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Vormittags und nachmittags wurde einige Stunden gemeinsam in der Wirtschaft gearbeitet. Das ergab ein wirksames Gegengewicht gegen die rein geistige Arbeit, die morgens und abends geleistet wurde. Jeden Morgen lasen wir gemeinsam das Markusevangelium. Diese Bibelbesprechungen, die immer etwa zwei Kapitel auf einmal behandelten, wurden von den wenigen eigentlichen Trägern der Bewegung abwechselnd eingeleitet und ergaben stets eine lebhafteste Aussprache, die umso anregender war, als Menschen ganz verschiedener Lebensführungen und Entwicklungsstufen beteiligt waren. Kennen doch die meisten Freunde dort infolge ihrer katholischen oder konfessionslosen Herkunft die Bibel und insbesondere das Leben Jesu noch sehr wenig. Es geht ihnen also in diesen Morgenstunden ganz neu auf.

Am Spätnachmittag fand dann meist ein Vortrag statt, der sich mit Fragen des inneren Lebens beschäftigte oder uns äußere Auswirkungen des Christus zeigte, wie zum Beispiel die Entstehung des Versöhnungsbundes und seiner Tätigkeit. Auch hieraus ergaben sich stets tiefgehende Aussprachen. Der Abend brachte ein geselliges Zusammensein, wobei entweder noch in einem kleinen Referat ein leichteres Thema behandelt oder vorgelesen und musiziert wurde.

Besonders wertvoll war es, daß uns die Möglichkeit der Fühlungnahme mit der Arbeiterschaft eines größeren Eisenwerkes, das am Fuße des Sonntagberges liegt, gegeben war. Dort halten die Siedler vom

Sonntagberg regelmäßige Volkshochschulkurse und Vorträge, die von den Arbeitern gerne besucht werden. Sonntag nachmittags finden öffentliche Vorträge im Hotel statt, zu denen die Arbeiter hinaufkommen. Während unserer Anwesenheit hielt an einem Abend ein anwesender Wiener Privatdozent in ihrem Versammlungsort im Tale einen sehr stark besuchten Vortrag über „Die Religionen der Menschheit“.

Bezeichnend für den Geist dieser studentischen Gruppe ist es, daß sie sämtlich politisch links stehen und unbedingte Gegner der Gewalt und Pazifisten sind. Infolgedessen ist ihr Verhältnis zur Arbeiterschaft das denkbar beste, wie überhaupt in Osterreich der Gegensatz zwischen Student und Arbeiter bei weitem nicht so scharf ist, wie bei uns. Neben dieser Arbeit auf dem Sonntagberg läuft die soziale und geistige Arbeit an der Wiener Studentenschaft im Semester. In Wien ist ein ehemaliges Hotel von der Christokratischen Studentenbewegung als Studentenheim eingerichtet worden, in dem Studenten billige Wohnungen erhalten. Außerdem tritt die Vereinigung öfters mit Vorträgen an die breitere studentische Öffentlichkeit. In kleineren Kreisen wird während des Semesters die Bibel und insbesondere das Leben Jesu studiert.

Es ist von ganzem Herzen zu begrüßen, daß hier in Osterreich Menschen das Panier Christi in die Studentenwelt tragen, die die Zeichen der Zeit erkannt haben und vollen Ernst machen wollen mit der Nachfolge Jesu.

Die Zeit des Wartens.

Es steht für den Stand der Jugendbewegung nichts Geringeres in Frage als die bange, beseligende Hoffnung auf „die Wiederkunft Christi“, um in der Sprache der paulinischen Briefe zu sprechen. — Wir jungen Menschen alle warten auf die Zeit der Erfüllung und sind soweit, daß wir glauben, daß sie bald kommen muß, weil wir alles reif dafür wissen — und vor allem deshalb, weil wir keine andere Möglichkeit eines Weiterlebens mehr sehen. Alles, was wir in Angriff nehmen, alle Arbeit, alles Lernen, alles Schaffen, alles Bauen geschieht in der starken, lebendigen Empfindung des Nebensächlichen, das alles einmal dahinten liegen bleiben wird, wenn der große Strahl der Morgenröte der Erfüllung der Zeit aufleuchten wird, um alles ins rechte untrügliche Licht zu setzen. — Dieses Leben in der Zeit des Wartens hat einen ganz eigenartigen Schwung. Man ist ganz hellhörig nach allen Seiten geworden, weil man wach und gewärtig auf das Kommende sein will.

(Aus: Junge Saat. Lebensbuch einer Jugendbewegung. Herausgegeben von Eberhard Arnold und Normann Körber. Neuwirk-Verlag, Schlüchtern. Preis 12.— Mk.)

Vom Sozial- und Nationalbewußtsein der Kriegsgefangenen.

Von Karl Ué.

Necht bald wird uns hoffentlich eine Gesamt-Sozial- und Seelengeschichte der Kriegsgefangenen geschenkt werden, soweit ich weiß, laufen dafür Vorbereitungen. Ich möchte einen Teilbeitrag hier geben. Man schneidet ein Stück Geschichte von hunderttausenden nicht aus dem Ganzen, ohne an Tiefen und Vertiefungen, die wertvoll sind, und an Leid und an aufbauenden Kräften, die oftmals allerdings nur in der Stille schaffen, vorüberzugehen. Und die Eigenart des Kriegsgefangenenlebens zeigt und entfaltet seelische Strukturen und äußere Beziehungen, die auf seelische Grundzusammenhänge hinweisen und soziale Wesenheiten offenbaren, im Guten wie im Schlechten.

Kameradschaft habe ich als Kriegsgefangener oftmals noch stärker, reiner und liebevoller gefunden als etwa selbst im Felde. Ich weiß, daß nicht ich allein mich nach dieser Reinheit und Stärke der Kameradschaft und Freundschaft zurücksehne, oder, um nicht mißverstanden zu werden: sie in meiner Erinnerung als einen Reichtum guter tapferer Menschen trage.

Freilich, das war nun außerordentlich schmerzlich: Bei geschickter und genügend verlogener Leitung verstand es der Gegner oftmals verhältnismäßig leicht, Zwist der Interessen und Herzen zu säen. Es ist wundervoll, daß es nun doch Menschen gab, Träger der Liebe und der Einigkeit, die selbstlos vom Stolze her aufbauten, für die das Moment des Widerstandes, der seinerseits erst viele zur Besinnung brachte, erst in zweiter Linie kam. — Leid muß nicht zusammenführen! Wir müssen solche und alle Erscheinungen des geistigen Lebens elastisch und fein erfassen und nachzeichnen; ein gleichsam „Naturgesetzliches“ gibt es eben nicht dafür. Darum das Entsetzliche und Grausige: Um oft nicht einmal wichtiger Dinge und Interessen willen [auch um sozialer und Standesanschauungen und Vorurteile willen] zerbrach einfach die Gemeinschaft, die Leidensgemeinschaft.

Für das Nationalbewußtsein erscheint mir immer bezeichnend: Meinen Beobachtungen nach kommen die Kriegsgefangenen nationaler wieder. Das beruht vielfach auf dem Rache-Motiv, häufig wohl auch auf humaner, bei Tieferen auch auf christlicher Einsicht und Liebe. Offiziere sind es meist aus Tradition. Im Verhältnis der Ordonnanzen zu den Franzosen ist es verständlich und selbstverständlich, daß ein gewisser „sozialer Klasseninstinkt“ in vielen Fällen die Beziehung zwischen ihnen und den französischen Mannschaften leichter kameradschaftlich gestaltet: Ein Teil der Wachmannschaft war selbst Kriegsgefangener gewesen und wußte die Härte dieses Loses; ein gewisses Sozialgefühl der Gemeinsamkeit des „Mannes“ gegenüber dem „Offizier“, der zuweilen

gern mit dem „Kapitalisten“ gleichgesetzt wird, spielt herein. Dennoch sind Grenzen der Verbrüderung: Man empfindet den Druck der Kriegsgefangenschaft, man arbeitet nicht gern und freudig für die Franzosen, man trägt in sich die Erinnerung und den Haß schwerer, brutaler Behandlung und Dienste, die man leisten mußte, man denkt an die Not der Angehörigen daheim an die im zerstörten Gebiete arbeitenden deutschen Kameraden. — Und freilich ist das auch wiederum selbstverständlich: Der bloße Humanitätsgedanke, der an der Bergpredigt vorüberging, konnte und kann nicht anders, wenn er die Augen für Nöte und Erdengrausamkeiten offen hat und hält, als die Verbrüderung abzulehnen. Dann freilich bedarf christlicher Sozialismus und christlicher Internationalismus seines Trägers und Führers und Meisters der Liebe — Jesus!

Die Tatsache des Zusammenseins von Offizieren und Ordonnanzen enthält an sich naturgemäß — *natura humana*, nicht *christiana*! — gewisse Spannungen. Sehr schöne und notwendige soziale Aufgaben waren da und wurden leider nicht überall erkannt und geleistet. Die Schuld war selten einseitig nur. Dertliche Einflüsse sind zudem verschieden gewesen. Leid, sehr leid ist mir, daß nicht noch mehr und allgemein entgegenkommende Liebe und soziale Versöhnung am Werke waren. Aber doch! Die Freude ist mir eine schöne Gewißheit: Es lag über vielem — Unterrichtskurse, persönlicher Verkehr, Gedankenaustausch, gemeinsamer Chor und Orchester u. a. — Segen. Mag der mithelfen zur deutschen christlichen Gesundung!

Daß Menschen Jahre lang gefangen gehalten werden, ist so ungeheuerlich unchristlich, daß wir schon um deswillen den Krieg hassen werden. Ich spreche einmal nicht vom äußeren Geschick, sondern vom Seelischen.

Ich urteile, Kriegsgefangenenzeit sei Zeit des Leides, der Schicksalsnöte, der sittlichen Tapferkeit gleich dem Menschenleben überhaupt und nur in großen Buchstaben geschrieben, — aber eben: in großen Buchstaben, im Tempo gesteigert, in der Intensität der Spannungen um ein Bedeutendes belastet. Die Gefahr liegt darin: Kriegsgefangene werden müde, lebensverzichtend, bitter; die Augen leuchten nicht, sondern werden stumpf, unruhig, suchen nach Halt und nach Ziel, nach Erlösung von dem, was sie quält, von denen, die sie quälen, nach einer Tür, die ins Lichte führe. Man verliert, mürbe und wund, den Glauben, allen Lebensglauben! Für die Liebe, die um Seelen sorgt, ist das, im täglichen Verkehr mit der Uebersahl, der so gestimmten, gleich niedergestimmten Menschen eine bange, flehende Not.

Man ist ungeheuer oft getäuscht worden, von dem Feinde, durch Nachrichten aus der Heimat, mit häßlicher Absicht. O die entsetzliche Macht, das entsetzliche Gift der Lüge! Das Mißtrauen macht sich geltend gegen den Feind; gegen die Heimat — sonst hätte der Gedanke, von ihr vergessen, verlassen, verkauft zu sein, nicht so verzweiflungsvoll verheerend Wurzel schlagen können; gegen Kameraden; gegen sich selbst.

Man ist ohne Tätigkeit, die zweckvoll, irgendwie schaffend erschiene. Man wird gleichgültig. Gleichgültigkeit aber ist der innere Tod, die Charakterzerbrochenheit. Die Gefahr des wertentleerten Proletarierbewußtseins dämmert auf; sie wehren sich mit verschieden starker Gewißheit zu siegen, tapfer, manche und manchesmal nur innerlich weinend; der Herdendämon offenbart sich nackt, erbärmlich, beschämend, nivellierend-charakterlos; einzelne starke Menschen vermögen wundervolle Kreise zu bilden, Gemeinschaften zu verlebendigen, Liebe zu geben: wie dankbar können Augen aufhellen, wenn einer tröstende, aufbauende Worte und Hilfe gibt.

Das Liebesbedürfnis ist ja so groß. Unter Männern, unter nach außen oft so hart erscheinenden Männern. Jedes liebe, Wort von daheim, das persönlich gegeben wurde, wird so dankbar aufgenommen. Ernste sorgende Nachrichten durften es sein; für nur beschönigende Worte, auch wenn man die Liebe spürte, aus der heraus sie kamen, hatte man ein sehr feines Ohr; die Sehnsucht nach persönlichen Klängen war so groß! Das Schematische, Gebundene des Kriegsgefangenenlebens martert ja so!

Für manches in der Gefangenschaft kann man — vor Gott, nicht vor Menschen! — dankbar sein:

Gott führt und zwingt die Seele immer wieder zur Innenschau, zur Innerlichkeit, zur Besinnung auf letzte Dinge; ein Entweichen ins laute, rasche Leben da draußen ist rein äußerlich unmöglich; man hat — Zeit, an Gott zu denken; die Menschen waren religiös empfänglich: Andachten waren gut besucht; das Schreiten Gottes in den Zeitereignissen wurde mit Sehnsucht erlauscht: man nennt Ihn nur nicht immer (Kirchen-)Gott, sondern: Den, der den Haß haßt, der das sittlich notwendige Werden ist, der Treue und Verantwortungswillen will . . . (Freilich oft auch haßt Er nur den Haß der Feinde und liebt den der Deutschen . . .). Ob ich von den Kriegsgefangenen ein Stück Gesundung des deutschen Geistes erhoffen darf, zur Sittlichkeit hin? Gott wird in Menschen oft aus Leid geboren.

Ganz, ganz ehrlich mußten Menschen voreinander sein, barbarisch ehrlich und oft nur aus äußerem Zwang; aber im engen Verkehr, monate-, jahrelang, fallen die Masken; das ist an sich schon wohlthuend. Man sieht Schwachheiten und Sünde, und — ich habe wundervolle, prächtige Menschen kennengelernt, gute Freundschaften, feines Kameradschaftliches! Ich habe darum auch gelernt, daß man gar nie eine langweilige Minute haben konnte und kann, denn alle Seelen sind ein köstliches Einzigartiges und sind Tiefen, wenn wir sie von Gott her und in ihrer Gottbestimmtheit sehen lernen.

Wenn ich sagte: dafür kann man — dankbar sein: nur wenn Gott die Augen öffnet und das Böse hassen und Menschen lieben lehrt. Wir Menschen haben kein Recht, Leid zuzufügen; das Kriegsgefangenenlos ist, menschlich geredet, unsinniges Leid, grausame Qual; Gott hat nur auch darüber liebende, starke Gedanken.

★ Das neue Werden ★

Aus dem dänischen Volkshochschulleben.

Von Georg Koch.

Als um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Dänemark die ersten Volkshochschulen gegründet wurden, war der geistigen Erweckung bereits eine religiöse vorausgegangen, und die geistige knüpfte allenthalben an die religiöse an. Nicht nur, daß der junge Volksschullehrer Kristen Kold, der unmittelbare Gründer der bäuerlichen Hochschulen, der zunächst praktisch noch wirksamer geworden ist als sein älterer Freund Grundtvig, selbst ein Kind der kraftvollen lutherischen Erweckung war, die von dem finischen Bauern Peter Larsen durchs Land getragen wurde; auch seine Schule wurde vorerst durch die Kreise der religiös erweckten Bauernschaft getragen. Anderwärts war die Entwicklung im Grunde die gleiche. Erst mußte die harte Kruste der Ungeistigkeit einmal durchstoßen sein, und sie wurde durchstoßen nicht durch Bildungsbemühen, sondern durch ein starkes religiöses Erlebnis; dann erst konnte durch die einmal gelegte Bresche der ganze Strom geistigen Lebens eindringen. Derselbe religiös erweckte Bauer, der alle Bildungsangebote moderner Aufklärung mißtrauisch abgelehnt haben würde, weil er den „anderen Geist“ durchfühlte, war gern bereit, von Männern, mit denen er sich im Innersten verbunden fühlte, in die Weite einer geistigen Welt sich einführen zu lassen.

Dabei konnte es nun allerdings nicht ausbleiben, daß einzelne doch noch nachträglich vor dem nicht nur frommen, sondern in Frömmigkeit auch freien Geistesflug der Grundtvigschen Schule besorgt zurückscheuten und sich bedenklich zurückzogen. Das weltoffene Christentum der Grundtvigianer wollte manchem dann doch zu weltlich erscheinen. Und so besteht bis auf diesen Tag zwischen jenen beiden in ihrem Ursprung so eng zusammengehörigen Strömungen, der einseitig religiösen Erweckungsfrömmigkeit und dem religiös verankerten Bildungstreben des Grundtvigianismus, doch auch wieder eine gewisse Spannung. Aus diesem wunderlichen Doppelverhältnis von Anziehung und Abstoßung sind dann neben den jetzt rund sechzig Grundtvigschen später die etwa acht Hochschulen der „Inneren Mission“ (des Gemeinschaftschristentums) entstanden, die sich von jenen zwar nicht durch ihre religiöse oder gar eine besondere theologische Grundlage unterscheiden, um so deutlicher und bewußter aber durch ihr Bestreben, unter starker Betonung der Bußforderung die Jugend unmittelbar religiös zu beeinflussen. Aber wie sehr trotz dieses Gegensatzes auch die Grundtvigianer die gemeinsame Wur-

zel noch fühlen, zeigt sich neben anderem darin, daß sie auch heute noch von der „Erweckung“ eines Menschen in der Schule Grundtvigs reden können. Sie meinen damit eine Erweckung in weiterem Sinne, eine religiös-geistige, christlich-idealistische.

Nur auf dieser Grundlage ist die Arbeitsweise der dänischen Volkshochschule zu verstehen. Das Schulheim nimmt den jungen, etwa acht- zeh- bis fünfundzwanzigjährigen Burschen für fünf Wintermonate, das junge Mädchen für drei Sommermonate ganz aus der heimatlichen Umgebung heraus. Das Seelenland wird dadurch aufnahmefähiger als in der gewohnten Umgebung und dem gewohnten Gang der Arbeit. Denn nicht totes Wissen, sondern Seelensaat soll der jugendliche Mensch aufnehmen. Wohl fehlt es auch nicht an nüchternem, fortbildungsschulmäßi- gem Klassenunterricht in Lesen und Schreiben, Rechnen und Aufsatz- übungen, aber diese einfachen Beschäftigungen scheinen mir im Grunde mehr nur dem geistig-seelischen Ausruhen zu dienen zwischen den erweckenden Vorträgen über Weltgeschichte, vaterländische Geschichte, über große Män- ner, Lebensfragen und andere Themen, die tief ins persönliche Leben hin- eingreifen. Ich habe, als ich im Sommer 1920 in Nyslinge auf Fünen weilte, weltgeschichtliche Vorträge gehört über das junge Christentum, die Völkerwanderung, das Mönchtum, die Kreuzzüge, Michelangelo, bei denen zeitweise den jungen Schülerinnen eine tiefe Ergriffenheit auf den Zügen geschrieben stand, weil es der Redner in meisterhafter Weise ver- stand, die Geschichte gegenwärtig zu machen und ewige Wahrheiten aus ihr herauszulesen, die auch den Hörer von heute vor persönlichste Lebens- und Gewissensfragen stellten. Diese Vorträge waren Erweckungspredigten; nicht eine populär wissenschaftliche Einführung in die „Entwicklungsge- schichte der Kultur“, sondern ein Auge in Auge stellen mit den großen Ereignissen und großen Persönlichkeiten, so nahe und unmittelbar, daß wir heute noch ihre aufrüttelnde Frage an uns hören: Und Du und Dein Leben? Der handarbeitende Mensch überläßt ja die Probleme reiner Wissenschaft gern den Gelehrten, er will mit dem Leben fertig werden, mit seinem Leben, und dazu soll ihm auch die Geschichte helfen.

So strömen sie denn zu den Vortragsstunden im großen Hörsaal, in der Regel dreimal am Tage, nicht mit der Kollegmappe, sondern mit dem — Liederbuch unterm Arm. Dieses Liederbuch der dänischen Volkshochschule sollte jeder studieren, der dem dänischen Landvolk in die Seele schauen will. Man hat gesagt, die Reformation sei einst ins deutsche Volk hineingefungen worden. In Dänemark wird sie heute vielleicht tiefer als je ins Volk gesungen.

So ging in Nyslinge vor und nach jedem Vortrag ein frisches oder ernstes Lied durch den Saal, den Gedanken der Stunde vorbereitend oder ausklingen lassend, ein Volkslied, ein Vaterlandslied oder religiöses Lied, wenn solche Unterscheidung dort am Platze ist, wo durch Volks- weisen und Vaterlandslieder ein religiöser Unterton stark durchklingt.

Der ausgesprochen christliche Untergrund des ganzen Volkshochschul-
lebens zeigt sich in dem täglichen „Morgensang“, an dem die ganze
Schulgemeinde freiwillig teilnimmt. In seinem Mittelpunkt steht, von
Lied umrahmt, vom Vorsteher ehrfurchtsvoll gesprochen, das christliche
Glaubensbekenntnis mit dem Vaterunser. Das apostolische Bekenntnis
ist das Kennzeichen des Grundtvigianers, vielleicht heute noch wie zur
Zeit des Vaters der Bewegung. Für Grundtvig ist es Ausdruck und
Träger zugleich des durch die Jahrhunderte gehenden christlichen Ge-
meindegeistes, die Zuflucht des einfachen Christen vor aller zünftigen
Theologie und Buchstaben-Schriftgelehrsamkeit. So will es natürlich
auch selbst nicht im Buchstaben, sondern im Geist verstanden sein, nicht
als Lehrvorschrift, sondern als das „lebendige Wort“ von den geschicht-
lichen Urthaten des Christenglaubens, wie es von der Gemeinde durch
die Jahrhunderte weitergegeben wird.

Wie die noch heute lebendige Wertschätzung des altchristlichen Bekennt-
nisses aus dem Wunsche entsprang, schlichte Gemeindefrömmigkeit gegen
theologischen Scharfsinn sicher zu stellen, so ist es die Hinneigung zu dem
einfachen Mann aus der Gemeinde, aus dem die Volkshochschule geboren
ist. Es gehört zu den reizvollsten Beobachtungen in diesem Schulleben,
zu sehen, wie hier Mensch und Mensch brüderlich sich finden. Man ist
nicht überrascht durch das kameradschaftliche „Du“ zwischen dem hervor-
ragenden Hochschulvorsteher und dem einfachen Bauersmann. Und wenn
in der erweiterten Hochschule zu Askov zwei junge Gräfinnen Morgen
für Morgen ihre Schuhe genau so fröhlich putzen wie nebenan die Bauern-
mädchen, so ergibt sich das ohne alle demokratischen „Prinzipien“ ganz
von selbst aus dem schlicht christlichen Gemeindegeist des ganzen Zu-
sammenlebens. Man redet nicht viel von Überbrückung der Klassegegen-
sätze; man ist ganz natürlich „allzumal einer in Christo Jesu“ und in
seiner Gemeinde.

Und es ist die große Volksgemeinde des von Grundtvig geprägten
dänischen Bauerntums, die diese engere Volkshochschulgemeinde umgibt
und umhegt wie ihr liebstes Kind. Es ist dieselbe Volksgemeinde, die zu
den Hochschulfesten zum Teil von weither zusammenströmt, um in oft
mehrtägigen gehaltvollen Feiern des Zusammenhanges mit der Schule
und ihrer eigenen Zusammengehörigkeit sich stets neu bewußt zu werden.
Innerhalb dieser großen Volksgemeinde aber fühlt die Volkshochschule
sich nur als dienendes Glied: ihrer Aufsicht ordnet sie sich und ihre
ganze Arbeit vertrauend unter. Es ist die geistig-innerlich geschaute
Volksgemeinschaft, die wie das alte Israel mit einem religiösen Schim-
mer umgebene Volksgemeinde, der die Volkshochschule ihre Arbeit so
freudig unterstellt. An diese Gemeinde, die unsichtbare Gemeinde derer,
die mit Ernst christliche Dänen sein wollen, glaubt man, sie erkennt man
als Richter an. Die Volkshochschule wacht eifersüchtig über ihrer Unab-
hängigkeit von Parlament und Staat, auch von dem fast restlos demo-

kratischen Staatswesen Dänemarks. Und wenn der dänische Staat den Hochschulen beträchtliche Beihilfen zuteil werden läßt, in der Form von Stipendien an unbemittelte Schüler, so enthält er sich dabei doch jeder Einwirkung auf das innere Leben der Schulgemeinschaften. Die Ausübung des Lehramtes ist — anders als in Schweden und Norwegen — an keinerlei Zeugnis, keinerlei staatliche Zulassung gebunden. Alles steht auf der freien Persönlichkeit und auf dem Vertrauen, das die freie Volksgemeinde ihr entgegenbringt.

Die Volksseele hat auf ihrem Grunde, wohl zuweilen getrübt oder gar völlig verwirrt, aber immer wieder neu durchleuchtend, ein feines Unterscheidungsvermögen für Echt und Unecht, Wahrheit und Schein. „Das Volk liebt seine Idealisten“, und — so dürfen wir nach den Erfahrungen der dänischen Volkshochschule fortfahren, es findet sie besser heraus als alle Prüfungskommissionen. So kann es wohl vorkommen, daß in dieser Schule neben dem wissenschaftlich durchgebildeten Akademiker der gewesene Bauernknecht steht, der nur Askov besucht, im übrigen aber sich selbst fortgebildet und niemals an einem grünen Examenstisch gefessen hat. So erwählt sich die Volksgemeinde in voller Freiheit und nicht zu ihrem Schaden ihre geistigen Führer aus den Menschen ihres Vertrauens.

So erhebt sich in Grundtvig und seiner Volkshochschule ein freudiger und vertrauensvoller Geist der Freiheit. Aber dieses Geistes Quelle liegt doch noch eine Schicht tiefer. Es ist der Glaube an das „Wort“, das als Träger des Geistes in seiner lebenszeugenden Kraft mächtig ist, immer neu Gemeinde zu schaffen, und müßte es aus Steinen sich Kinder erwecken. Grundtvig und seine Geistesnachfolger erweisen sich als echte Luthererben, wenn sie, unter Geringschätzung aller Bildungsscholastik wie Erziehungskasualistik, ihr ganzes Werk auf die Wundermacht des „lebendigen Wortes“ gründen. Wenn nur der Pfeil gezündet hat: die Flamme wird schon weiter brennen! Wir dürfen dabei natürlich niemals die religiöse Grundeinstellung auch des Grundtvigschen „lebendigen Wortes“ übersehen. „Werden wir jetzt nicht bald vieles wieder vergessen von dem, was wir hier gelernt?“ so fragen besorgt scheidende Schüler den verehrten Vorsteher. Er aber beruhigt sie: „Vergeßt ohne Sorge! Das Leben, das in euerm Innern wach geworden ist, wird sein Werk in euch weiter tun.“ Das ist nicht nur unkatholisch, es ist auch unkalvinisch; es ist Luthers genial unbekümmerter Glaube an das tiefste Geheimnis der Persönlichkeit. Es ist nicht Organisations-, sondern Missionsgeist, der von Grundtvig an bis auf diesen Tag in der dänischen Volkshochschule lebendig ist, ein zuversichtlicher Geist des Angriffs und der Eroberung. Noch hat sie nicht das ganze Volk erobert, aber sie kennt die Gleichnisse vom Salz und vom Sauerteig und glaubt an sie.

Wir können die dänische Volkshochschule nicht ohne weiteres nach Deutschland verpflanzen. Geschichte und Volksart weisen uns Deutschen teilweise unsere besonderen Wege. Aber mögen wir noch so selbständig

unsere eigene Richtung einschlagen: von Grundtvig und seinen letzten Fragestellungen wird niemand ganz loskommen, dem es um eine tiefere Volksbildungsarbeit ernsthaft zu tun ist. Und da ist es besonders ein Eindruck, der sich dem Beobachter der von ihm geschaffenen Volkshochschule stark aufdrängt: Hier wird endlich einmal der Mensch als ganzer genommen! Wir stehen in Deutschland unter dem Zeichen schier endloser „Trennungen“: Trennung von Staat und Kirche, von Kirche und Schule, „Spezialisierung“ der Arbeitsgebiete, — und die vielen anderen wirtschaftlichen und geistigen Feldvereinigungen. Wir verkennen keinen Augenblick die mindestens zeitgeschichtliche Notwendigkeit vieler dieser Zerlegungen. Aber wir sollten über solcher Erkenntnis doch nicht vergessen, daß Leben letzten Endes nicht aus Trennung hervorgeht, sondern aus Vereinigung, nicht aus Analyse, sondern aus Synthese. So hat es uns auch schon aufzuleuchten begonnen, daß in der Volksbildungsarbeit ein künstliches Ausschneiden der innersten Lebensanliegen, der religiösen, soviel bedeutet wie der ganzen Arbeit das Herzblatt ausbrechen. Wir fangen an, jene durch äußere und innere Verhältnisse vielfach gebotene „religiöse Neutralität“ doch mehr und mehr als die Not, nicht als den Stolz unseres Zeitalters und unserer besonderen deutschen Lage zu begreifen. Denn eine Not ist es, wenn Bildung den Menschen nicht mehr als ganzen nehmen darf.

Die Volkshochschule Grundtvigs ist durch besonders glückliche Umstände vor dieser Not bewahrt geblieben. Bei grundsätzlich unbeschränkter geistiger Freiheit greift sie unbefangen hinein auch in den Reichtum religiöser Kräfte und Triebe auf dem Grunde dänischen Volkslebens in Gegenwart und Vergangenheit. Sie gehören ja zum Ganzen, durchdringen das Ganze, ja tragen das Ganze mit. Ohne das christliche Firmenschild, ohne einen besonderen Religionsunterricht, ohne alle konfessionellen Bindungen ist doch diese Schule in ihrem ganzen Lebensgefühl und Lebensstil eine christliche Gemeinschaft. In solcher — man könnte sagen: naiven Selbstverständlichkeit, den Menschen als Ganzes zu nehmen, liegt die beste Kraft der dänischen Volkshochschule. Darin ruht ihre Lebensfülle.

Auf den Stillen im Lande, denen aller Art, ruht in unserer Zeit ein gut Stück deutscher Zukunftshoffnung. Diese Menschen sind es vor vielen anderen, die heute sich strecken nach tieferem und weiterem Verständnis des Lebens in ihnen und um sie. Ihnen vor allem soll die stille Arbeit des ländlichen Volkshochschulheims mit dazu helfen, daß sie ein Salz werden können in ihrem Volke. Und nach ihnen vor andern auszuschauen bei den grundlegenden Arbeiten für eine deutsche Volkshochschule, ermutigt uns neu die Geschichte der dänischen Volkshochschule, die aus religiöser Erweckung hervorgegangen ist, und deren beste Kraft bis auf den heutigen Tag darin ruht, daß sie den Menschen als ganzen zu nehmen wagt, bis hinein in sein innerstes Suchen und Sehnen.

Die Volkshochschule als Aufgabe der Christen in der Zerstreuung.

Von Fritz Seefeldt.

Christentum wird niemals in der Einzelpersonlichkeit, sondern immer nur im Zusammenleben, in der Gemeinschaft, in der Gemeinde seinen vollkommenen Ausdruck finden. Deshalb hat man zu allen Zeiten um die rechte theoretische Erkenntnis und die praktische Durchführung des Gemeindeideals gerungen. Die neuen Bestrebungen, die hier die tiefste Lebensfrage sahen, sind wohl hauptsächlich davon ausgegangen, daß der Pfarrer durch Anpredigen auch von Tausenden in einer oder einigen Stunden in der Woche (Predigt, Bibelstunde, Verein) keine Christengemeinde bauen kann, so hat Sulze und andere mit dem Helfersystem und ähnlichem praktische Wege der Tat einzuschlagen versucht. In letzter Zeit ist man dann mit den Bestrebungen, die man unter „Volksmission“ zusammenfaßt, in der Entwicklung dieser Gedanken geradlinig einen Schritt vorwärts gegangen: Man hat sich für die Volkskirche entschieden, sich aber darauf besonnen, daß eine Landes- oder Volkskirche keine Urchristengemeinde ist. Man arbeitet jetzt bewußt missionarisch an den Namenschriften der Volkskirche.

Aber viele empfanden auch diese Entscheidung nur als Glückwerk und litten unter dem Schema, der gleichförmigen Methode und fühlten unwillkürlich, daß ein Mensch, dem das Christentum, dem Jesus, dem der Christusgeist ein selbstverständlicher, integrierender Bestandteil seines Alltagslebens ist, der also in ganz bestimmten religiösen und sozialen Gegebenheiten zu Hause ist, daß der in der Gemeinde der Christen, in der Kirche, in der Predigt etwas ganz anderes sucht und braucht als der irrende, zweifelnde, suchende und sich quälende Mensch, etwas ganz anderes als der von Welt, Politik, Kunst, Kultur, Literatur beherrschte moderne Mensch, etwas ganz anderes schließlich auch als der in behäbigen Gewohnheiten oder im Genußtaumel oder in Sinnenfreude, in Tanz, Alkohol, Rennbahn oder Kino Befriedigung oder Betäubung und Ersatz findende übermoderne Gegenwartsmensch.

Diese religiösen Lebensprobleme packten mich gerade in dem Augenblick, in dem ich vom Studium der Volkshochschule aus Dänemark nach meiner ostgalizischen Gemeinde zurückkehrte, — in dem Augenblick, in dem sich im Gegensatz zu dem tiefen herrlichen Glück dänischer Volkshochschulgemeinden die ganze äußere und innere Zerrissenheit unserer hiesigen deutsch-evangelischen Diaspora mir doppelt schwer aufs Herz legt.

Kirche und Schule, und damit Pfarrer und Lehrer, sind ja in unseren deutsch-evangelischen Bauernsiedlungsgemeinden des Auslandes, insbesondere des Ostens, die Träger von Religion, Volkstum und Sitte, von Intelligenz, Kultur und Fortschritt. Damit ist ungeheure Verantwort-

lichkeit gegeben, die immer wieder zu der eindringlichen Gewissensfrage drängt, ob diese Träger nicht nur fähig, sondern vor allem, ob sie überhaupt in der Lage sind, dort draußen Säulen evangelischen Lebens zu sein!

Der beste Handwerker, ein anerkannter Meister in seinem Fach, kann kaum ein Gefellenstück zuwegebringen, wenn sein Handwerkszeug stumpf geworden ist. Zur Pflege des Bestehenden, zur mühsamen Erhaltung der noch nicht verlorenen inneren Werte, die hier in Sitte und bewußtem Volkstum beschlossen liegen, mögen die vorhandenen Werkzeuge — Kirche und Schule und Vereine — in Galizien innerhalb der evangelischen Diaspora ausreichen; aber daß die Handwerksmeister ein Meisterstück daraus fertig bringen, erscheint mir nach fünfjähriger Arbeit hier draußen völlig ausgeschlossen.

Was soll aber diese evangelische Diaspora — und evangelische Diaspora überhaupt?

Sie soll zunächst natürlich das „Evangelium“, lebendiges Christentum unter ihren Gliedern erhalten und wecken, aber sie hat doch noch eine viel größere Aufgabe, dieselbe Aufgabe, die die „evangelische Diaspora“ des Urchristentums hatte, eine Stadt zu sein, die auf dem Berge liegt, ein Licht, das leuchtet allen, die im Hause (im Lande) sind!

Mit diesem Gedanken hat der unermüdlige Vorkämpfer galizischen evangelischen Deutschtums, Pfarrer D. Theodor Zöckler in Stanislaw, seine große galizische Arbeit begonnen. Er ging vor bald dreißig Jahren als junger Kandidat nach Ostgalizien, um dort als Judenmissionar das Evangelium auszubreiten. Er erkannte bald, daß nur die dort vorhandenen evangelischen Gemeinden selbst, wenn sie leuchtende Vorbilder sind, wahre Judenmission und zugleich „Propaganda fürs Evangelium“ unter allen Andersgläubigen treiben — nein, besser: „sein“ — können. Zöckler hat nun in bald dreißig Jahren dort sein in weiter Welt — bis in andere Erdteile — berühmtes galizisches Liebeswerk geschaffen. Seine umfangreichen Innern Missionsanstalten (Waisenhaus mit über dreihundert Kindern, Diakonissenhaus, Altersheim, Kandidatenstift, Schülerheim und so weiter), sind tatsächlich solch' eine leuchtende Stadt auf dem Berge geworden, die den Juden sowohl wie römisch- und griechisch-katholischen Bekennern Bewunderung und Staunen über diese innere Kraft des evangelischen Häufleins Galiziens abnötigen. Insonderheit das Erlebnis, daß alle diese Anstalten in ganz wunderbarer gottgesegneter Weise — auch den offenbar nur allzu berechtigten Untergangsprophetieungen zum Trost — in allem Hunger, Krieg, Verfolgung, Not, Flucht, Verleumdung und Anfeindung der letzten sechs Jahre nicht zerbrochen sind, hat ihnen eine Stellung geschaffen, die mit der des leuchtenden Lichtes durchaus verglichen werden kann.

Aber mit dieser Arbeit ist das Problem der evangelischen Diaspora noch nicht gelöst. In dem großen Galizien wohnen fünfzigtausend Evangelische in weit über hundert Ortschaften (meist geschlossenen deutschen

Kolonien), die alle ihren gottgewollten Diasporazweck solange verfehlen, solange sie nicht auch selbst solche Lichter geworden sind.

Wir haben in Galizien unter den Evangelischen durchschnittlich ein ländliches Kirchenchristentum alter Sitte, in das der Krieg eine plötzliche Aufklärung rationalistischer Art und — wie überall — sehr starke materialistische Gesinnung geworfen hat. Der Rationalismus wirkt um so zersetzender, als er sich nicht — wie in den großen Kulturländern Westeuropas — allmählich im Lande entwickelt hat. Sondern in ein stark patriarchalisch erhaltenes Landleben hat sozialistische und atheistische Militär-Einquartierung vielfach ganz fremde und deshalb völlig unverstandene Gedanken hineingeschleudert, die die alte Dorfgemeinschaft zerstören und die Kirchengemeinde mehr oder weniger an die Wand drücken.

Diese letzte gewaltsame Aufspaltung wird ja kaum fest und dauernd anwachsen, aber sie rückt das Problem der evangelischen Diaspora in ein viel helleres Licht!

Ich war im Sommer 1920 in Dänemark, dem Mutterland der Volkshochschule. Dort hat das Problem, das in den drei Stichworten: Kirche — rationalistische Aufklärung — lebendiges christliches Leben — seinen Ausdruck findet und ja auch für unser deutsches Vaterland größte Bedeutung hat, eine ganz eigenartige Lösung gefunden! Dort hat Grundtvig im Kampf gegen die Kirche die lebendigen Christen zu Trägern der Aufklärung aufgerufen und so weltoffene, aufgeklärte Christengemeinden geschaffen, die Kirche und Schule als Anstalten entschieden ablehnen und nur als Träger des tiefsten Gemeinschaftsgedankens anerkennen und sich diese als solche in den „Wahl- und Freigemeinden“ und in den „freien Schulgemeinden“ geschaffen haben.

So hat die „Aufklärung“ in Dänemark einen ganz anderen Charakter erhalten als bei uns und im übrigen Westeuropa. Die Aufklärung wurde — vor allem dort, wo Grundtvigs Volkshochschulidee verwirklicht wurde — in den Dienst innerlichen lebendigen Christenlebens gestellt, sodaß man in den in Dänemarks Volks- und politischem Leben ja eine große Rolle spielenden Volkshochschulkreisen noch heute die „Aufklärung“ als eins der tiefsten und notwendigsten Mittel zur Bildung der christlichen Persönlichkeit hoch preist und in vielen Liedern besingt!

Hier soll nun die Verbindungslinie zwischen oben genannten Diasporaaufgaben und dem dänischen Volkshochschulgedanken gezogen werden. Außerlich liegt das ja wohl schon klar: Bei dem Einsetzen der „rationalistischen Aufklärung“ in unseren Bauerngemeinden Galiziens setzt im Weltkrieg muß das lebendige evangelische Christentum, ebenso wie es durch Grundtvig in Dänemark geschehen ist, mit frischer und mutiger Tat den ganzen Reichtum recht verstandener „Aufklärung“ in den Strom lebendigen Persönlichkeitslebens lenken.

Dazu liegt nun die dänische Volkshochschule für unsere Diaspora als ideales Mittel zum Zugreifen da!

Die rechte Volkshochschule wird eine große internationale Friedensmacht werden, wie man es schon von der dänischen Volkshochschule behaupten kann. Sie ist die Stätte, wo kein Chauvinismus Platz hat, wo in gemischtnationalen Gebieten (zum Beispiel in unserer galizischen Diaspora) nicht nur Liebe zu eigenem, sondern auch Achtung und inneres Verständnis für fremdes Volkstum geweckt werden muß. So wird in der Diaspora-Volkshochschule die Literatur und Geschichte des fremden großen Volkes, in dessen Gebiet die Schule liegt, eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Auf diese Weise wird in „übernationalem“ Sinne — unter voller Wahrung und Pflege eigenen Volkstums — ein Christentum der Tat an der Völkerveröhnung gerade in den jetzt besonders verhetzten Grenzgebieten bauen.

Hier genügt keine programmlose, farblose „Problem-Löse-Anstalt“, mit nur von den Hörern gewünschtem und aus lauter Einzelbedürfnissen zusammengewürfeltem Stoffplan, sondern hier handelt es sich um eine Bergwanderung, auf der wir nur durch vertrauensvollstes Folgen hinter der machtvollen Persönlichkeit des Führers den ersehnten Gipfel mit dem prächtigen Fernblick erreichen.

Solche Volkshochschularbeit muß von einem unendlichen Vertrauen getragen sein; und ich bin überzeugt, daß nur aktivistisch-tätiges Christentum, lebendiger Christusgeist eine Vertrauenssphäre von genügender Stärke und Innigkeit schaffen kann. Der Führer muß ganz vom Vertrauen der Schüler getragen werden, sie müssen ihm Stoffauswahl, Lehrplan, Vortragsthemata ganz und vollständig überlassen und sollen einzig und allein darnach trachten, mit des Führers Seele in innigste Berührung zu kommen, um so von des Führers eigenen Erfahrungen und Erlebnissen zu erleben, was in ihrer eigenen Seele entweder latent als Anlage oder als Sehnsucht oder als Problem oder als Zweifel beschlossen liegt.

Wenn durch diese Art der Volkshochschule dem Selbstbestimmungsrecht der Schüler stark die Flügel beschnitten zu werden scheinen, so geschieht das nicht aus unsozialem oder reaktionärem Geist, sondern aus den Bedürfnissen und Eigentümlichkeiten der Volkshochschule selbst. In Dänemark schreibt man die Hauptwirkung in der Volkshochschule dem „lebenden Wort“ zu. Dies gewinnt seine eigentliche Kraft in dem Augenblick, da ein gewisses Etwas durch die Vermittlung des Vertrauens aus der Seele des Lehrers auf etwas Verwandtes in der Seele des Schülers trifft. Dies innere sich Begegnen von Lehrer und Schüler ist der Stützpunkt, von dem aus die ganze Welt aus den Angeln gehoben werden soll.

Es kommt zunächst darauf an, daß nicht nur rechte Führer, sondern auch rechte Schüler den Weg zu dieser Volkshochschule finden. Nicht nur die ungeheure Zahl der Volksbildungsanstalten, die sich seit der November-Revolution in Deutschland „Volkshochschulen“ nennen, sondern überhaupt eine größere Zahl von Volkshochschulen wird an der Schülerfrage franken oder zu Grunde gehen oder bald erkennen müssen, daß sie etwas ganz an-

deres sind als die wenigen wirklichen Volkshochschulen, die auch heute schon bestehen. Eduard Weitsch hat in seinem Heft „Zur Sozialisierung des Geistes“ trefflich darauf hingewiesen, daß er ganz besondere Schüler für seine Volkshochschule haben möchte. Er sagt, er wolle nicht „geistig Begabte“, sondern „seelisch Begabte“ gewinnen. Darauf kommt es auch bei uns in der Diaspora an, daß wir solche seelisch aufgeschlossene, nach innen schauende Menschen sammeln, solche, die keine äußerlichen Ziele mit dem Schulbesuch verbinden. Sie sollen in langsamer Entwicklung die starken Persönlichkeiten werden, die durch moralische, autoritative, innerlich gesammelte Kraft in ihrem Kreise lebendig wirken, bis Volkshochschulkreise entstehen, die dann in den großen Scharen der Gleichgültigen und „Nichtwähler“ für den Nutzen des Vaterlandes und den Schutz der Seele die Führung in Händen haben.

Diese Volkshochschulaufgabe gewinnt in der Zerstreuung der Evangelischen eine ganz besondere Bedeutung. Denn die Zerstreuung macht ein Werden und Wachsen der Persönlichkeiten unendlich viel schwerer, als dies etwa inmitten eines geschlossenen Volksgebietes möglich ist. Hier ist jeder auf sich selbst und im Höchstfalle auf eine kleine Dorfgemeinschaft beschränkt. Die Glieder der Pfarrgemeinde kommen schon selten in stärkere Wechselwirkung, und darüber hinaus kennen nur wenige die weitere Diaspora. Böllische Intelligenz ist in sehr geringem Maße vorhanden; eigensprachiges Stadtleben ist unbekannt; Verwandtschaft beschränkt sich durch viel Zueinanderheiraten auf das eigene Dorf oder auf wenige zusammenliegende Dörfer. Der Krieg, der hier seit 1914 bis heute unausgesetzt seinen Kampfplatz hat, hat unter diesen Verhältnissen die Formen des Egoismus aufs krassste gezeitigt. Die Sehnsucht der Jugend, aus den unruhigen, äußerlich und innerlich so schwierigen und schließlich so kargen Verhältnissen herauszukommen, ist natürlich nicht allgemein und würde auch von vielen Eltern überhaupt nicht verstanden; aber die Besten in der Jugend suchen der Enge und dem Druck zu entkommen. Insbesondere fehlt uns das innerliche klare Verhältnis zum fremden Volkstum. Man darf und will ihm kein Feind sein; aber niemand hat ihnen bisher positiv und klar gesagt, welches Verhältnis sie zu dem fremden Volkstum gewinnen können.

So wird die Volkshochschule eine persönliche und nationale Aufgabe haben, sie wird aus persönlichem Druck befreien und das Verhältnis der untereinander wohnenden Volksangehörigen positiv fruchtbar gestalten. So kommt mit der Volkshochschule dem Staat, der sich ganz besonders auf das Problem der gemischtsprachigen und der gemischtvölkischen Einwohnerschaft befassen muß, eine starke Hilfe. Und die größte Genugtuung für den Beginn der Volkshochschularbeit unter den Deutschen Galiziens wäre die Gründung von polnischen und ukrainischen Volkshochschulen mit gleicher Grundanschauung.

Wider den Idealismus in der Volkshochschule.

Von Werner Picht.

Solange die Volkshochschule davon ausgeht, daß es ihre Aufgabe sei, aus vorhandenem Reichtum mitzuteilen, unterscheidet sie sich nicht wesentlich von dem Volksbildungswesen alten Stils, mag sie es in wissenschaftlicher und pädagogischer Hinsicht noch so weit überflügeln. Denn wenn sie sich nicht auf Schein gründen will, kann sie zur Voraussetzung keinen eingebildeten Reichtum, sondern nur unsere wirkliche Armut nehmen. Dem idealistischen Kleingeld, mit dem sie das Volk überschwemmen will, fehlt genau so gut die Deckung wie den Papierfetzen in unserer Tasche. Es fehlt die korrespondierende Wirklichkeit, die ihm erst einen Wert geben könnte. Es täuscht einen Reichtum vor, der nicht vorhanden ist. Es ist wirkungslos, muß wirkungslos sein.

Denn der Arbeiter, der im Verkehr mit konkreten Dingen lebt, bildet sich nur an Wirklichkeiten. Das ist seine Stärke. Deshalb empfinden wir ihn als „unverbraucht“ und sehen in ihm eine kulturelle Hoffnung. Und weder dem „gotischen Menschen“ noch dem Humanismus aus der Zeit vor hundert Jahren entspricht heute eine deutsche Wirklichkeit. Darum können dort nicht die Ansatzpunkte für unsere Erneuerung gesucht werden, so viel uns auch die Vergangenheit zu sagen haben mag.

Was aber ist uns heute als Volk wirklich, das heißt Schicksal? Dem müssen wir nachgehen, wenn wir die geistigen Grundlagen der Volkshochschule bestimmen wollen. Und daß wir dabei trotz allem wertvollen Kulturgeist keinen gemeinsamen geistigen Besitz finden, auf den wir uns dem Volke gegenüber berufen könnten, keinen Glauben, kein Nationalgefühl, ja nicht einmal eine geschichtliche Überlieferung (denn die Arbeiterschaft hat nicht dieselbe historische Vergangenheit wie das Bürgertum), — das heißt, daß wir arm sind und die Armut zum Panier aufwerfen müssen, wenn wir uns unter einer Fahne sammeln wollen.

Dies Parador, die Armut zum Feldzeichen, also zum Gegenstand des Stolzes zu erhöhen, sie zum Ausgangspunkt neuen Lebens zu machen, bedarf unter Christen keiner Erläuterung — was die Tatsache zum Bewußtsein bringt, daß wir alle ohne Unterschied des Glaubens heute mit einer Eindeutigkeit christlichen Lebensgesetzes unterstellt sind, wie nur in seltenen Augenblicken der Geschichte.

Für die Volkshochschule ergibt sich daraus, die fundamentale Folgerung, daß ihre Unterrichtsform die „Arbeitsgemeinschaft“ ist. Denn die Armut, das Fehlen des geistigen Besitzes, der gesicherten Kurswert hat, also nur gegeben zu werden braucht, um genommen zu werden, entthront den Dozenten, zwingt ihn vom Katheder herabzusteigen und seine Lehre der Prüfung zu unterwerfen, ob sie sich den Hörern als annehmbar, lebenswichtig, schicksalhaltig erweist, zwingt ihn, die Hörer zur Mitarbeit aufzurufen.

Noch heute sehen selbst viele Verfechter dieser Unterrichtsform darin nichts als eine Forderung pädagogisch-methodischer Einsicht: Der Ungebildete hat nicht die geistige Konzentration, Vorträgen zu folgen; der Lehrer muß ihn kennen lernen, um ihm das zu geben, was er braucht; ja, einzelne gehen — mit Recht — so weit zu sagen, daß es hier eben auch darauf ankomme, daß der Lehrer vom Hörer lerne. Das rührt aber alles nicht an den Kern der Sache. Denn „Arbeitsgemeinschaft“ bezeichnet nicht sowohl eine Methodik, als eine Idee.

„Arbeitsgemeinschaft“ ist das Lebensprinzip, das Deutschland nach dem Zerbrechen einer autoritären Ordnung dem Chaos entgegenstellt. „Arbeitsgemeinschaft“ heißt, daß die Vielen sich nicht mehr nach dem unbesehen hingegenommenen Wort des Einen zu richten gewillt sind, sondern daß sie sich ein verlässlicheres und für sie brauchbareres Ergebnis aus dem Zusammenarbeiten auf gleichem Fuß, wenn auch mit verschiedenen Kompetenzen versprechen, — daß man sich nicht mehr als Objekt behandeln lassen, sondern mithandelndes Subjekt sein will. Man ist mißtrauisch gegen jeden, der Glauben oder Gehorsam fordert. Aber man hat Vertrauen zu dem Ergebnis einer Arbeit im Geiste der Gemeinschaft.

Um diesen Gedanken kreist alles, was die Ereignisse der letzten beiden Jahre an fruchtbaren Kräften in Deutschland ausgelöst haben. Er ist der Keim, aus dem sich — wenn überhaupt — eine neue wirtschaftliche, politische, geistige Ordnung entwickeln kann.

Nur fehlen der auf dieser Grundlage errichteten Hochschule noch Lehre wie Lehrer. Und man könnte deshalb wohl an ihr verzagen, wenn es nicht gerade im Wesen der Arbeitsgemeinschaft läge, daß sie im Gegensatz zur Vorlesung der Universität produktiv ist, daß ihr die Fähigkeit inne wohnt, Gedanken und Menschen zu bilden. Ist es doch gerade ihr eigentlicher Sinn, keine heute unerfüllbaren Voraussetzungen zu haben. Und schon jetzt zeigen sich Spuren der sich fast automatisch vollziehenden Umwandlung, der Lehrer und Lehre unterliegen, wenn sie diesem Arbeitsprozeß unterworfen werden. Wir haben ein Recht zu hoffen, daß sich von hier aus eine Gesundung unserer geistigen Welt einleiten läßt, und wir haben jedenfalls keine Entschuldigung, den Versuch dazu zu unterlassen.

Der Schwarmgeisterei, dem vagen Gerede über die Dinge in der Volkshochschule soll damit nicht das Wort geredet werden. Ganz im Gegenteil. Je schwankender der Boden ist, auf dem wir stehen, umso mehr Veranlassung haben wir, uns an den Ergebnissen exakter wissenschaftlicher Forschung einerseits, an den wesenhaften geistigen Bedürfnissen andererseits zu orientieren. Mit Stimmungen, Anregungen, unverbindlichen Besinnlichkeiten ist dieser Hochschule nicht gedient. Es soll in ihr gelernt, gearbeitet werden. Gearbeitet aber nicht sowohl am einzelnen, als an dem Neuen Reich des Geistes, dem die deutsche Schicksalsgemeinschaft zuzustreben berufen ist.

★ Buch und Bild ★

Zur Volkshochschularbeit.

Von Max Bürk.

Es ist ein großes Verdienst des „Evangelischen Presseverbandes für Württemberg“, Abteilung Volksbildungswesen, daß er in Gemeinschaft mit dem Verein zur Förderung der Volksbildung im Herbst 1918 in Stuttgart einen Kurs abhielt über Volkshochschularbeit für künftige Lehrkräfte an Erwachsenenschulen, dessen Ergebnis in dem äußerst gediegenen Schriftchen vorliegt: „Richtlinien und Vorschläge für die Volkshochschularbeit“, (Stuttgart 1919, Verlag des Evangelischen Presseverbandes.) Hier liegt tatsächlich der Anfang eines Lehrbuches dieser neuen Arbeit vor. Angehende Theologen, Mittelschullehrer und Volksschullehrer sollten dies Büchlein gründlich studieren. Wer irgend dazu Zeit hat und befähigt ist, der muß sich an dieser Arbeit beteiligen.

Der Verfasser des zweiten einleitenden Beitrages: „Das Bildungsideal der Volkshochschule“, Oskar Planck, hat diese Gedanken weiter ausgeführt in Mann's „Pädagogischem Magazin“, Heft 717, Langensalza, H. Beyer und Söhne, 1919. Hier sind in klarer, mustergültiger Form alle wesentlichen Gedanken, die sich auf das Ziel der ganzen Arbeit beziehen, zusammengefaßt.

Besonders wichtig scheint mir, daß der Verfasser an der Erwachsenenschule für Männer vom achtzehnten bis dreißigsten Jahre festhält.

Sind es doch gerade die Jüngens zwischen vierzehn und achtzehn Jahren gewesen, die der Schlagwörterbildung der Kriegs- und Revolutionszeit ausgeliefert waren und nun an der Schwelle des Mannesalters stehend, so sehr einer Vertiefung bedürfen. Aber nicht nur heute, zu allen Zeiten bedarf in dieser Zeit nicht nur der Akademiker, sondern jeder normale denkende Mensch geistiger Weiterführung. Als Ende 1916 die Organisation der Unterrichtsoffiziere im deutschen Heere geschaffen wurde, war es zu spät. Hätte unser Militär im Frieden eine Art Volkshochschule mit der körperlichen Ausbildung verbunden, dann wäre die Revolution — früher gekommen, eine reifere, eine an wirklichem Geist furchtbarere. Und wenn wir heute herauswollen aus den Fesseln eines bloß wirtschaftlichen und politischen Ausbalancierens der Machtverhältnisse in die Freiheit eines geistigen Wiedergeborenwerdens, dann werden wir dabei die Volkshochschularbeit als Gehilfin nicht entbehren können.

Evangelische Missionskunde.

Von Heinrich Frick.

Das neue große Werk eines führenden deutschen Missionswissenschaftlers, Professor D. Richter, *Evangelische Missionskunde*, 1920, 463 Seiten, 25 Mark, gebunden 30 Mark, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, verdient, auch in den Bezirk der religiös-sozialen Bewegung hineingezogen zu werden. Ich will versuchen, das in drei Richtungen zu zeigen. Zunächst findet hier der religiöse Aktivismus Dokumente aktiven Christentums in einer reichen Geschichte und einer den Erdball umspannenden Gegenwart. Mission ist allezeit lebendige Wirkung, individuelle Umschmelzung, soziale Revolution. Als Beispiel sei genannt das Kapitel über die Rasse (Seite 146). Hier handelt es sich eben nicht mehr bloß um Gedanken und Manifeste, sondern um Taten und Wirklichkeiten, um ein Sichtbarwerden derjenigen Lebenskräfte des Evangeliums, die wir so sehnlich für die Heimat begehren.

Ein Zweites sei in unserem Kreise ganz besonders hervorgehoben: Richters Buch zeigt wieder einmal, wie wichtig gerade für eine fruchtbare Tätigkeit die gedankliche Klärung ist, das heißt hier: Besinnung auf die Geschichte, Vertiefung durch Systematik. Der schöne Abschnitt „Missionslehre“ enthüllt gerade durch seine gedankliche Systematisierung den unerschöpflichen Reichtum des Lebens in der Mission. Und der besonders reichhaltige Abschnitt „Missionsgeschichte“ ist, um mit Nietzsche zu reden, ein Beispiel vom Nutzen, nicht vom Nachteil der Historie für das Leben.

Drittens möchte ich auf den Wert der Mission überhaupt für das ernste Problem einer echten Volksbildung hinweisen. Zwei Hauptfragen sind dabei ja immer diese: Erstens: Der Wissensstoff soll nicht zur sinnlosen Anhäufung, sondern zu einem organischen Ganzen werden. Wie ist solche Konzentration zu vereinigen mit möglicher Universalität der Bildungsweite? Zweitens: Wir verlangen von wirklicher Bildung, daß ihr Schwerpunkt aus dem Bereich bloßer Wissensbegierde verlegt wird in den Willen zur Selbsterziehung im Sinne wahrhafter Menschlichkeit. Wie kann in weitesten Kreisen unseres Volkes diese so seltene — auch bei den „Gebildeten“ so seltene Vertiefung erzielt werden?

Beide Fragen werden durch die Pflege eines lebendigen Missionssinnes glänzend gelöst. Erstens: Beschäftigung mit der Mission hält uns stets einen wahren Welt- und Menschheitspiegel vor Augen. Richters *Missionskunde* zeigt deutlich diese Universalität: im ersten Abschnitt — die biblische Begründung — einen Überblick über die heilige Schrift; im zweiten — Missionslehre — eine Einführung in wichtige Fragen zum Wesen des Christentums; im dritten — Missionsapologetik — ein ganzes Kompendium der Religionswissenschaft; im vierten gar — Missionsgeschichte — eine Skizze des evangelischen Missionsgedankens in vier Jahrhunderten

mit ständigen Beziehungen zur Weltgeschichte; einen kurzen Abriß der Geographie der außereuropäischen Kontinente; eine Fülle von Beiträgen zur Völkerkunde und verwandten Gebieten. Bei alledem ist hier nicht unübersichtlich Stoff zusammengeballt, sondern das Ganze steht im Banne einer einzigen Lösung: Die Welt für Christus zu gewinnen! So ist hier Universalität aufs glücklichste vereint mit Konzentration. Zweitens: In dem Ziele der Mission liegt aber zugleich auch die Vertiefung und Verinnerlichung wahrer Bildung. Nicht Wissen, sondern Glauben und Handeln dienen am meisten der hohen Aufgabe. Ein bloß intellektuelles Wissen ohne Rückwirkung auf Wesen und Charakter des Wissenden ist hier ausgeschlossen. Das große Ziel der christlichen Weltmission weitet nicht nur den Blick, es begeistert das Herz.

Das Wesen des Katholizismus.

Von Otto Salomon.

Wer aus den Neuwirkkreisen die Schrift von Friedrich Heiler: „Das Wesen des Katholizismus“ (Verlag von Ernst Reinhardt, München) noch nicht kennt, sollte sich ernsthaft mit ihr befassen.

Die Frage des Synkretismus der beiden großen christlichen Konfessionen des Westens beschäftigt lebhaft unsere Gemüter.

Heilers Versuch einer Synthese ist vor allem getragen von einer wohlthuenden Sachlichkeit, und er als ehemaliger Katholik bemüht sich — ganz parteilos beiden — dem Katholizismus und dem Protestantismus gerecht zu werden, obwohl er seine gefühlsmäßige Verankerung in der römischen Kirche niemals leugnet.

Im Grunde ist aber auch hier wieder — wie bei allen Strömungen unserer Zeit, eine Entwicklung mit dem Intellekt bereits vorweggenommen — die nach weltlichen Maßen gemessen, noch langer Jahrzehnte bedarf, wenn sie so überhaupt (was nicht ohne weiteres wünschenswert wäre) eintreten wird.

Man beachtet nicht, wie grundsätzlich anders sich die „brennenden Herzen“ unter uns ein christliches Europa vorstellen, — denn nur als eine Vermengung zweier Organisationen.

Aus Heilers Büchlein spricht eine recht starke Pietät für überkommene Formen und das Wissen um das einende Band einer gemeinsamen Kirche. Leider schielen viele protestantische Kreise recht bedenklich nach einem Idol einer *una sancta ecclesia* als einer wesentlichen Stätte der Einung und Erbauung unter katholischer Bevormundung. Steht aber nicht im Römerbrief Kapitel 12 Vers 1: „Ich ermahne euch, daß ihr eure Leiber begeben zum Opfer . . . , welches sei euer vernünftiger Gottesdienst!“

Die Junge Saat

Lebensbuch einer Jugendbewegung

Herausgegeben von Eberhard Arnold und Normann Körber.

Normann Körber: Vorwort / Erika Nöldke-Christaller: Holzschnitt / Traugott Stadelberg: Wie der große Geist den Menschen schuf / Joachim Boedth: Sehnsucht und Erfüllung in der Jugendbewegung / Walther Koch: Unser Weg / Ernst Schenk: Der Ernst der Stunde / Karl Udo Jderhoff: Ein neuer Himmel und eine neue Erde / Erika Nöldke-Christaller: Holzschnitt / Normann Körber: Vom Werden und von der Berufung / Walter Christaller: Die proletarische Jugendbewegung / Traugott Stadelberg: Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit! / Eberhard Arnold: Liebesleben und Liebe / Erika Nöldke-Christaller: Holzschnitt / Will Bölger: Erlösung / Alfred Peter: Religion als Lebens-einheit aus Gott / Fritz Schloß: Schlüsselblumen / Heino Becker: Religion und Kultur / Eckart von Sydow: Der religiöse Sinn der expressionistischen Kunst / Eckhart Schwertfeger: Gotteskult / Will Bölger: Wort und Tat / Gustav Kochheim: Jugend und Gewißheit / Elisabeth Niemeier: Das neue Leben / Hannchen Hönig: Scherenschnitt für die „Lichtträger“ / Otto Salomon: Lichtträger / Eberhard Arnold: Nachwort.

Preis: Mf. 12.—

Neuwerk-Verlag / Schlüchtern.

Die Neuerscheinungen des Furche-Verlages

Neunte Anzeige

Otto Samuel Gespräch über den Glauben

In Steifumschlag 3 Mark

Der Schriftleiter des „Neuen Werk“ bringt in diesem Büchlein eine in Dialogform gekleidete Auseinandersetzung mit den von der modernen Naturwissenschaft, Geschichtsbetrachtung und Philosophie gegen den Christusglauben erhobenen Einwänden. Mit aller Klarheit und Schärfe strebt er dem Ziel der Betrachtung zu, indem er uns verdeutlicht, daß der Weg zu Christus nicht durch die Erkenntniswelt des Verstandes, sondern durch die innere Erlebniswelt der menschlichen Seele geht. Samuels Buch ist, trotzdem sich die „apologetischen“ Probleme stark verschoben haben, noch nicht überholt. Wir empfehlen es erneut und dringend.

Ausführliches Verlagsverzeichnis umsonst und portofrei.

Furche-Verlag / Berlin NW 7

Emil Engelhardt Minne und Liebe Lebensziele neudeutscher Jugend

Preis Mk. 10.—

Inhalt:

Liebe / Minne / Ehe / Kinder
Familie / Im Heiligtum.

Wir bitten unsere Leser uns folgende fehlende Nummern: Der christliche Demokrat No. 3, 5, 16, 21, 22, 23, 24, 25, 26 und „Das neue Werk“ No. 27, 28, 30 und 35 zuzusenden.

Jeden Dienstag abend 8 Uhr findet bei Arthur Heinrich, Berlin-Wilmersdorf Bingerstraße 82 II. ein Neuwerk-Abend statt.

Wegel Pianos und Harmoniums

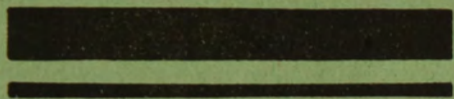
auch mit eingebautem Selbstspielapparat schon von 750 M. an.
Prima Referenzen. Hamburg 13.

Zum 1. 4. 21 Hauslehrerin gesucht für 1—2 dreizehnjährige Mädchen nach Württemberg aufs Land. Geeignet für Studentin, die noch für sich zu arbeiten hat.

Nähere Auskunft erteilt Erna Hirsch, Oberriezingen a/Enz.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Else von Hollander, Sannerz bei Schlüchtern.
Druck von S. Steinfeld Söhne Schlüchtern.

Das neue Werk



Molkereifabrik

16. 1.

21

2. Jahrg.

1921.

